



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Briefe der Freifrau von Bunsen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wir dürfen uns mit der Hoffnung schmeicheln, keine Fehlbitte gethan zu haben, da das gute sittliche Benehmen der hiesigen Hof-Schauspielergesellschaft und ihre sichtbaren Fortschritte in der Kunst ihr die Zufriedenheit des Publicums erworben haben. Wir haben, so viel an uns liegt, alles was in unsern Kräften stand, aufgeboten, dem Schauspieler zu Lauchstädt den unsern Fonds angemessenen möglichen Grad von Vollkommenheit zu geben. Wir werden in unsern Bemühungen fortfahren und dürfen um so sicherer hoffen, mit fortbauendem und wachsenden glücklichen Erfolge sie belohnt zu sehen, da die vorzüglichsten Mitglieder der hiesigen Hof-Schauspielergesellschaft Pension-Versicherungen für ihr Alter erhalten und damit für das hiesige Herzogliche Hoftheater zeitlebens engagirt sind, so, daß die bey andern Schauspielergesellschaften so oft eintretende unerwartete Auflösung eines guten Ensemble für die hiesige Hof-Schauspielergesellschaft nicht leicht zu besorgen ist, vielmehr man mit gutem Grunde hoffen darf, daß sie an Kunstbildung immer mehr zunehmen werde.

Wir verharren in der tiefsten Ehrfurcht

Ev. Churfürstl. Durchl.

pp

Herzogl. Sächs. zum Hoftheater
allhier gnädigst Verordnete
(gez.) Johann Wolfgang von Göthe
(gez.) Fr. Kirnß.

Weimar, am 27 Junius
1806.

Burkhard



Die Briefe der Freifrau von Bunsen.



Es vor etwa zwei Jahren die Briefe der Freifrau von Bunsen in der Ausgabe eines ihrer Verwandten, Augustus Hares, erschienen, wurde bei den deutschen Lesern allgemein der Wunsch rege, daß jene Briefe, welche alle Wechselfälle des Lebens dieser edlen Frau, ihre Handlungsweise und die Ziele, nach denen sie strebte, mit ihren eigenen Worten schildern, ins Deutsche übersetzt werden möchten, um in dem Lande, welchem Frau von Bunsen durch ihren Gemahl angehörte, und welches ihr, wie theuer auch das englische Vaterland ihr blieb, zur zweiten Heimat geworden war, weitere Verbreitung zu erhalten. So hat es uns mit lebhafter Freude erfüllt, als vor kurzem eine treffliche deutsche Ausgabe derselben, aus der

nach Weimar, wo man sich aber zur Abgabe des üblichen Aversums nicht entschließen konnte, wenn man auch Vorstellungen in Aussicht stellte. Seit 1812, wo die Weimaraner sich in Halle niederließen, gastirten sie nur noch ausnahmsweise in Lauchstädt. Mit dem Sommer 1814 betrat die Weimariische Gesellschaft als solche Lauchstädt nicht mehr.

Jeder Hans Tharau in unsre Hände kam. *) Sie zu empfehlen und zugleich in die Lectüre des Buches selbst einzuführen, ist der Zweck der nachfolgenden Zeilen.

In der That, wir kennen wenige Werke der Art, die es in gleichem Maße verdienen, empfohlen zu werden. Man erwarte nicht unterhaltende politische Enthüllungen und interessante Mittheilungen über bedeutsame Persönlichkeiten, wie sie wohl in den Briefen der Frau eines Staatsmannes, der zwei wichtige Gesandtschaftsposten seiner Regierung erst in Rom, dann, nach einem kurzen Aufenthalte in Bern, in London bekleidete, und das Vertrauen zweier preussischer Herrscher genoss, gesucht werden könnten. Von alledem findet man hier nur sehr wenig. Nimmt auch die geistvolle Brieffschreiberin hie und da Bezug auf die zu ihrer Zeit das politische Leben bewegenden Vorkommnisse, charakterisirt sie auch bisweilen die durch Geist oder Stellung hervorragenden Männer, mit denen sie, zumal in Rom, in gesellschaftliche Berührung kam, so sind derartige Bemerkungen doch immer nur die Nebensache. In überwiegender Menge schildern die Briefe mit einfachen, herzlichen Worten das Leben in der Familie inmitten der zahlreichen Kindereschaar mit seinen Freuden und Leiden, Ausflüge, Gesellschaften, Studien, und sie sind fast sämmtlich nur an Personen gerichtet, die der Schreiberin nahe standen, vor allem an die im fernen Wales weilende Mutter, den oft abwesenden Gatten und theure Anverwandte. Aber man fürchte nicht, daß man auch nur auf einer Seite der je 360 Seiten zählenden beiden Bände, welche, wenige den Zusammenhang vermittelnde Worte des Herausgebers abgerechnet, nur Briefe enthalten, Ermüdung empfinden werde. Es ist ein eigenthümlicher Zauber über diese Briefe ausgegossen. Wie oft auch Frau Bunsen der geliebten Mutter, von der getrennt leben zu müssen ihr immer ein bitterer Schmerz war, die kleine Chronik ihres Familienlebens erzählt, wie oft sie auch neben den Gefühlen ihres Herzens und neben den großen auf ihr Leben einflußreich wirkenden Ereignissen allerhand kleine Vorkommnisse schildert, lesenswerth bleibt jeder Brief ihrer Hand. Denn in jeder Zeile spiegelt sich ein liebevolles und liebenswerthes Leben wieder, ein warmes, edles Herz, ein streng religiöser Sinn und ein gerechtes klares Urtheil über Menschen und Dinge, so daß jedem Leser der Eindruck von der Lauterkeit und Hoheit ihres Herzens und Geistes bleiben wird.

Frances von Bunsen war im Jahre 1791 in Denston Park in Berkshire geboren. Kurze Zeit nach ihrer Geburt siedelte der Vater, Mr. Waddington, mit seiner schönen jungen Frau nach Alanover, einem Gute im Süden von Wales, über, um in vollkommener Abgeschiedenheit zu leben. Hier war es, wo Frances

*) Freifrau von Bunsen. Ein Lebensbild aus ihren Briefen zusammengestellt von Augustus F. C. Hare. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. 2 Bde. Gotha, Fr. Andr. Berthes, 1881.

unter der sorgfältigen Erziehung ihrer Mutter ihre nicht gewöhnlichen Anlagen glücklich entfaltete. Weitere Anregung empfing sie später durch gründlichen Unterricht in London und Edinburg, so daß sie, als sie 1810 in die Stille von Hannover zurückkehrte, sich mit erneutem Eifer sowohl ihren Studien wie der Erziehung ihrer jüngeren Schwestern widmen konnte. Sie selbst berichtet in ihrem Tagebuche: „Da nun endlich unsre Bücher aus Edinburg angekommen sind, kann ich mit meinen Studien im Griechischen, Lateinischen, Spanischen, Italienischen, im Euklid und in Smiths Wealth of Nations fortfahren; außerdem spiele ich Clavier, zeichne und arbeite, treibe mit Emily Italienisch, lehre sie sticken und unterrichte Augusta im Rechnen und Zeichnen, in der Geographie und Musik. Natürlich kann ich nicht immer alles an einem Tage fertig bringen, aber in diesem Falle suche ich das Versäumte am zweiten Tage wieder gut zu machen.“

Im Jahre 1816 entschlossen sich Mr. und Mrs. Waddington, den Winter in Italien zuzubringen. Frances begrüßte mit Begeisterung diese Reise als den Anfang eines neuen Lebens. Sie ahnte, als sie von der Heimat schied, nicht, daß dreiundzwanzig Jahre vorübergehen würden, ehe sie sie wiedersehen sollte.

Im Palazzo Gavotti, in welchem die Familie Waddington ihren Aufenthalt während des Winters in Rom aufgeschlagen hatte, machte Frances die Bekanntschaft Bunsens, den seine Studien nach Rom geführt hatten. Er trat der Familie näher, und als im Frühjahr 1817 Mr. Waddington an die Heimreise dachte, trat Bunsen in seiner Seelenangst vor der nahe bevorstehenden Trennung vor Mrs. Waddington, um ihr seine Liebe zu ihrem Kinde zu offenbaren. Der Vater war nicht wenig über diese Wendung erschrocken. Er wandte sich an Niebuhr um Rath bei der unerwarteten Wendung der Dinge. Niebuhr antwortete: „Bunsens Begabung, Geistesanlagen und Charakter sind ein Capital, auf das mehr zu bauen ist als auf jedes andre, sei es auch noch so sicher angelegt, und hätte ich selbst eine Tochter, mit Freuden würde ich sie solch einem Manne anvertrauen.“ Denselben Abend, nachdem er die Einwilligung der Eltern erhalten, auf den Stufen des Kreuzes, das seit Jahrhunderten im Colosseum die Todesstelle so vieler christlichen Märtyrer bezeichnet, fragte Bunsen Frances Waddington, ob sie sein Weib werden wolle. „Da erbehte jede Saite ihres Wesens und sie wurde mit einem Male gewahr, daß ihr Leben ohne ihn die Hälfte seines Zaubers verlieren würde.“

Am 1. Juli 1817 fand die Trauung der Verlobten in der alterthümlichen Capelle des Palazzo Savelli, welchen damals Niebuhr bewohnte, statt. In Frascati nahm das neuvermählte Paar seine erste Wohnung. „Ich kann,“ schrieb Frances am 19. September 1817 von hier an ihre Mutter, „Dir versichern, daß ich täglich mein Dasein vollkommener und beständiger genieße. Ich bediene mich dieses Ausdruckes, da er für meine Mutter, die mich kennt, mehr Bedeutung hat, als wenn ich bloß sage: ich sei glücklich, da dadurch die Behaglichkeit

und gänzliche Befriedigung als bestehender Zustand ausgedrückt ist. Ich habe in mir die stete Ueberzeugung, mehr und mehr geliebt zu sein, und das geringste, jedes und alles in mir, das Anspruch haben könnte, gut zu sein, auf eine Weise gewürdigt zu fühlen, wie sie einem Menschenkinde selten zutheil wird. Dazu kommt das Bewußtsein, durch jedes Wort und jede That, ja durch meine bloße Gegenwart zu erfreuen. Ach, meine Mutter! ich fürchte nur, ich werde verwöhnt! Es ist fast des Glücks zu viel, mit keinem Unverstand kämpfen zu müssen! Meine Beschäftigungen sind auch gerade wie ich sie haben möchte, nur daß ich, wie gewöhnlich, nicht Zeit finde, alles zu thun, was ich möchte.“

Und doch, was wurde nicht alles gethan! Overbek, der Philosoph Brandis, Platner und andre römischen Bekannten nahmen die Gastfreundschaft des Hauses in Anspruch. Ausflüge in die anziehende Umgebung wurden gemacht und die Abende mit der Lectüre von Platons Dialogen, Goethes „Göz von Berlichingen,“ Macchiavellis und biblischer Bücher verbracht. Als der Herbst nahte, zog Bunsen mit seiner jungen Frau in den Palazzo Caffarelli auf das Capitol. An den Arbeiten Bunsens, der damals für den deutschen Gottesdienst die englische Liturgie übersetzte, nahm seine Gattin den regsten Antheil. Mit stolzer Freude erfüllte es sie, den geliebten Mann bei dieser Arbeit unterstützen zu können. Die freie Zeit, welche ihr die häuslichen Beschäftigungen, die Sorgen um die heranwachsende Kinderschaar in den nächsten Jahren ließen, verlebte Frau Bunsen mit ihrem Gemahle im Kreise bedeutender Männer. Den Mittelpunkt der deutschen Gesellschaft bildete der preußische Gesandte Niebuhr. Von ihm schreibt Frances an ihre Mutter: „Ich kenne keine größere geistige Anregung als ihn — über was es auch sei — sprechen zu hören. Ueber vielerlei habe ich ihn schon gehört, aber seine Gabe, durch originelle Auffassung und lebhaftes Einbildungskraft jeden Gegenstand seines Gesprächs aufs neue zu beleuchten, erfreut mich immer wieder und muß auch den unwissendsten Zuhörer anregen.“ Neben Niebuhr stand der Gesandtschaftsprediger Dr. Schmieder, von dessen lauterem Glauben und aufrichtiger Gesinnung Frances, je öfter sie ihn hörte, mehr und mehr überzeugt war, ferner Julius Schnorr von Carolsfeld, Olivier Rhebenitz, Overbek, der Miniaturmaler August Grahl, Thorwaldsen, der Tiroler Koch, „ein bizarrer, reizbarer Mann voll richtiger Gedanken und bitterem Sarkasmus,“ Platner, „durch unglücklichen Zufall zum Maler bestimmt, während die Natur ihn zum Gelehrten und Geschichtschreiber erkoren,“ nach Schmieders Scheiden Richard Rothe, der nachmalige Professor der Theologie an der Universität Heidelberg, ferner die Musiker Neukomm und Reiziger, von Gelehrten Brandis, Lepsius, Abeken. Sie alle bildeten einen vertrauten Kreis, dessen Signatur sich durch den Ein- und Austritt bedeutender Männer, wie es ein römisches Winter mit sich brachte, von Jahr zu Jahr änderte. An dem geistigen Leben dieses Kreises betheiligte sich Frances mit regem Eifer. Wurden gemeinschaftlich Schriftsteller gelesen, so war sie jederzeit dabei. Vor allem bemühte sie sich eifrig um die

Pflege des kirchlichen Gesanges, welche damals die Mitglieder der deutschen Colonie auf dem Capitol vereinigte.

Doch auch an Schatten fehlte es dem glücklichen Leben nicht. Der Monat März 1821 wurde durch den unerwarteten Tod William Waddingtons getrübt, eines Betters von Frances, der gekommen war, um die Alterthümer Roms kennen zu lernen, und wenige Monate später mußte Frances ihrer Mutter berichten, daß ihr Töchterchen Mary gestorben.

Inzwischen besserten sich die äußeren Verhältnisse Bunsens in glücklichster Weise. Nachdem Niebuhr ihn an Brandis' Stelle als Secretär angenommen hatte, machte ihn der König bei Gelegenheit seines Besuches in Rom im Jahre 1822 zum Legationsrath und erhob ihn im folgenden Jahre, als Niebuhr Rom verließ, zum Geschäftsträger. Von Frances freilich wurde der Aufenthalt Friedrich Wilhelms III. in Rom, da er den Gatten viel beschäftigte, schwer empfunden. „Karl,“ so klagt sie in einem Briefe an die Mutter vom 14. November 1822, „läuft den ganzen Tag Königen und Prinzen nach! Ich habe wahrhaftig Ursache, mich nach der Abreise des Königs von Preußen zu sehnen, denn Se. Majestät ist so gut aufgelegt und so thätig und hat so viel Freude an allem, daß er geruht von 8 Uhr morgens an, bis es dunkel wird — mit der kurzen Unterbrechung des Mittagseffens — umherzurennen. Er selbst ist der Anführer, von Niebuhr und Alexander von Humboldt begleitet, und die beiden Prinzen, denen Karl beigegeben ist, gehen hinterher.“ Nur die Freude, die Bunsen über die offen sich zeigende Gunst und die Liebenswürdigkeit des Königs empfand, tröstete sie über seine lange Entfernung von ihr: „Trotz aller geistigen wie leiblichen Ermüdung, trotz des Zeitverlustes gereicht es doch Karl sehr zur Befriedigung, daß seine Gesellschaft den Herrschaften angenehm ist. . . Karl erfreut sich sehr an der Haltung des Königs und findet ihn durchaus würdig, verständig und intelligent, auch ziehen ihn beide Prinzen an, besonders aber Prinz Wilhelm, der ältere der beiden hier anwesenden. Der Kronprinz, den alle Parteien und Menschen übereinstimmend loben, hat seinen Vater nicht begleitet, wird aber im Laufe des Winters hier erwartet. Man glaubt, daß er es vorziehe, allein zu kommen, da der König seine Söhne sehr streng hält.“

Die Gnade des Königs sollte Bunsen auch fernerhin geleiten. Im September 1827 wurde er nach Berlin berufen, weil man hier seine durch langen Aufenthalt in Rom erworbenen Kenntnisse über kirchliche Verhältnisse bei den neuerdings entstandenen Verwicklungen mit einigen Würdenträgern der römisch-katholischen Kirche in Schlesien und andern preußischen Gebietstheilen zu verwenden gedachte. Die Auszeichnung, mit der er am Hofe empfangen wurde, die Gunst des Königs und die Freundschaft des Kronprinzen riefen allgemein Huldbildungen für den Mann hervor, der zur Zeit im hellsten Sonnenschein königlicher Huld zu stehen schien.

Höchst liebenswürdig sind die Briefe der in der Ferne weilenden Gattin aus jener Zeit. Getreulich meldet sie die kleinen und großen Sorgen ihres Haushaltes, berechtigt schildert sie die Schönheiten der römischen Natur, die sie inmitten ihrer Kinderschaar an der Seite von Freunden der Familie genossen, und getreulich warnt sie den Gatten vor allzugroßem Vertrauen auf seine beneidete Stellung. „Mein Theuerster,“ schreibt sie am 17. December 1827 nach Berlin, „soll ich Dir gestehen, daß mir Dein Frohlocken über la difficulté vaincue nicht gefiel? Warst Du nicht zu sehr von dem Vertrauen in Deine eigne Kraft erfüllt? Wenn Du — wie ich hoffe und glaube — nicht nur treu, sondern auch wirklich für den Frieden und das Wohl der Kirche Christi gearbeitet hast, werde ich ganz gewiß die letzte sein, Dir das Lob zu mißgönnen, das Du verdienst; aber ich wollte, Du hättest Dir selbst weniger davon zugeschrieben. Die Vorsehung, die Dich nach Berlin geführt hat, mag Dich zum allgemeinen Wohl benutzen, aber es wird Dich nicht selbst bessern, ein Werkzeug des Guten zu sein, wenn nicht Deine innere Demüthigung vor dem Kreuze Christi im richtigen Verhältnisse zu Deiner äußern Erhebung steht. Mein Geliebtester, Theuerster, willst Du mir mein Predigen verzeihen? Wenn Du dessen nicht bedurftest, wirst Du mir's nicht übelnehmen! Du bist auf eine hohe Rinne gestellt, und Du wirst Dich nicht darüber wundern, wenn ich aus der Ferne meine Stimme zu Dir erhebe und Dich inständigst bitte, Dein Auge nach oben gerichtet zu halten, damit es nicht abschweife, und Du dadurch schwindlig werdest und zu Falle kommst.“

Nachdem Bunsen nach Rom zurückgekehrt, vergingen die nächstfolgenden Jahre in stiller Arbeit, im Genuße der Kunstschätze und der Natur Italiens und im vertrauten Umgange mit lieben Freunden in ungetrübtem Glücke. Ende 1829 wurde Frances Bunsen die Freude zutheil, die geliebte Mutter nach zwölfjähriger Trennung wieder in Rom begrüßen zu können. In einem Briefe, in welchem sie die nahende Mutter auf manche Veränderung in Bunsens Wesen vorbereitet, spricht sich wieder aufs rührendste die Liebe zu ihrem Gatten aus. „Und dann, meine geliebte Mutter, was werden Deine Empfindungen für meinen Herzensschatz, meine Wonne, meinen Trost — ich hätte fast gesagt, meinen Abgott (vielleicht ist der Ausdruck richtiger, als er sich rechtfertigen läßt) —, meinen Karl sein! Sollten Dir Mängel auffallen und mißfallen, willst Du sie übersehen, um der schweren Proben willen, die er während einer langen Reihe von Jahren bestanden — die Erfüllung jedes Wunsches, die Schmeichelei der Großen, die Liebe und Vergötterung der Guten, die Bewunderung, der Beifall der Geistreichen, mit einem Wort: die Gunst des Glückes in ihrer verführerischsten Gestalt? Und willst Du dann anstatt auf menschliche Unvollkommenheiten zu blicken, Dich nur über den lautern Werth wundern, der so unverdorben geblieben? Und wenn dann zuletzt noch etwas zuzudecken bleibt, willst Du dann meine Liebe, meine Bewunderung, meine Anerkennung als ein entscheidendes, alles um-

fassendes Zeugniß annehmen und bedenken, daß ich, die ich ihm die Nächste bin und ihn am besten kenne, ihn auch am besten beurtheilen kann?"

Bis zum Jahre 1838 blieb Bunsen in dem hochgelegenen Palazzo Caffarelli auf dem Capitol. Es waren die schönsten Jahre in Frances' Leben, auf welche nur die Trennung von den ältesten Söhnen, die um ihrer Ausbildung willen nach Deutschland gebracht werden mußten, und die häufige Abwesenheit Bunsens ihre Schatten warfen. Die Briefe aus dieser Zeit geben ein getreues Bild von dem Leben der Schreiberin. Manche neue hervorragende Persönlichkeit lernte sie kennen, so den nachmaligen Papst Pius IX., Monsignore Ferretti, der bei dem Aufstande 1831 Rieti vertheidigt hatte. „Er erzählte mir selbst,“ schreibt sie, „wie er Musketenkugeln fabricirt und sein bischen Widerstandsmaterial ausgetheilt habe und überhaupt eine so gute Miene zum bösen Spiel gemacht, daß, mit Hilfe eines gewaltigen Hagelwetters, welches den Insurgenten ins Gesicht schlug, letztere so verblüfft wurden, daß Rieti imstande war, sich bis zur Ankunft des Obersten Manley zu halten, der einen forcirten Marsch machte, um mit einem Theile der Papalini zu Hilfe zu kommen. Allein er erzählte mir nicht, was er einmal Karl erzählte, daß, als die Abgesandten der Insurgenten kamen, ihn zur Uebergabe aufzufordern, er sie zuerst feierlich vor der großen Sünde des Aufbruchs warnte und ihnen in termini da vescovo versicherte, er würde sich dessen nicht schuldig machen. Als er aber merkte, daß es ihm dadurch nicht gelungen, sie von dem Ernste seiner Worte zu überzeugen, nahm er seine Bischofsmütze und sein Ornat ab, zog das Kreuz der Ehrenlegion aus der Tasche, das er zur Zeit der Franzosen erhalten, befestigte es in seinem Knopfloch und schüttete dann alla Romana alle Schimpfworte, deren die italienische Zunge mächtig ist, über sie aus, was sie verstehen ließ, daß er nicht mit sich spaßen lasse. Er gehört, sowohl seiner Erscheinung wie seinem Charakter nach, vergangenen Zeiten an und besitzt die fein geschnittenen Züge und das warme Colorit alter italienischer Bilder.“

Von Gelehrten verkehrten damals in ihrem Hause am meisten Papencordt, „ein ausgezeichnete Mensch und eine wahre Acquisition,“ Lepsius, „eine Persönlichkeit von staunenswerthen Geistesgaben und von allen möglichen Talenten“ und der getreue Abeken, der sie mit den Tragödien des Sophokles bekannt machte und ihre Kinder unterrichtete.

Der letzte Winter wurde getrübt durch die Abwesenheit des Gatten, den seine Amtsgeschäfte in Berlin zurückhielten, und durch das Wüthen der Cholera in Rom. Ueberall trat Frances mit ihren schwachen Mitteln helfend auf. Mancher aus ihrer Umgebung fiel der Krankheit zum Opfer. Aber sie verzagte nicht. „So im finstern Thale zu wandern, ist etwas entsetzliches!“ schrieb sie, „den Todesengel in fast greifbarer Gestalt und seine Pfeile nach allen Richtungen hin fliegen zu sehen, tausende zu unsrer Seite fallen zu sehen und hunderte zu unsrer Rechten! Wenn wir schließlich verschont bleiben, sollten wir

uns dann nicht als solche betrachten, die im Glühofen des Leidens geweiht wurden, um in besondrer Weise für den Rest unsres Lebens Gottes Werk zu wirken?"

Kurz vor Weihnachten 1837 kehrte Bunsen zu seiner Familie zurück, blieb aber nur auf kurze Zeit noch auf dem geliebten Capitol. Am 28. April 1838 verließ er es, festen Schrittes und ungebrochenen Geistes, indem er zu seiner Frau sprach: „Komm und laß uns anderswo ein neues Capitol suchen.“

Auf kurze Zeit besuchte Frau Bunsen mit ihren Kindern die Mutter in Hannover. Ende 1839 reiste sie mit ihrem Gemahl nach Bern. Nach manchen Irrungen war Bunsen durch die Huld des Königs wie durch die Neigung des Kronprinzen zum Botschafter in der Schweiz ernannt worden.

Aber der Aufenthalt in Bern war vorübergehend. Im Jahre 1841 wurde Bunsen in besondrer Mission nach England gesendet, und noch in demselben Jahre erhielt er die Berufung als Gesandter am Hofe von St. James.

Welches Glück nun für Frances, wieder in der Heimat, in der Nähe der zärtlich geliebten Mutter weilen zu dürfen! Man wird aber auch Bunsens Stolz begreifen, wenn er am 1. Juli 1841 an die Schwiegermutter folgenden Brief richtete: „Es ist ein sehr feierlicher Augenblick für mich, indem ich Ihnen schreibe. Heute vor vierundzwanzig Jahren wurde Ihre unschätzbare Fanny in Rom mein Weib. Sie und Ihr vortrefflicher Gatte gaben sie mir, einem Ihnen an Geburt und Nationalität fremden, einem jungen Manne, der Ihnen auf der hohen Fluth des Lebens zufällig begegnete, in einem fremden Lande, ohne Vermögen und ohne irgend eine andre Stellung in der Gesellschaft, als die, zu der ihn seine Erziehung berechnete. Ihm vertrauten Sie Ihr kostbares Gut an, wohl wissend, daß Ihre Freunde Sie deshalb tadeln würden. Der Mann steht heute vor Ihnen als der Botschafter eines der größten Könige der Welt, eines Königs, der sich seinen Freund nennt und der sich ihm wie ein Bruder und Vater erwiesen, ein Botschafter, der in einer wichtigen, friedlichen Angelegenheit in Ihr Land gesandt wird.“

Bis ins Jahr 1854 blieb Bunsen, von seinem königlichen Herrn in den Freiherrnstand erhoben, auf seinem ehrenvollen Posten. Dann kam er um seine Entlassung ein. Um ungestört seinen Studien leben zu können, siedelte er erst nach Heidelberg, später nach Bonn über. Dort ging seine Kraft zu Ende. Am 11. October 1860 begann seine Krankheit. „In jener Nacht,“ schreibt Freifrau von Bunsen an ihren in der Ferne weilenden Sohn, „sah ich zum letztenmale den vollen Glanz seines Auges und Lächelns, indem er feierlich Abschied nahm, da er die Nähe des Todes zu fühlen glaubte — »Liebe, liebe — wir haben einander geliebt — Liebe kann nicht aufhören — die Liebe ist ewig — lebe in der Liebe Gottes und Christi — die, welche in der Liebe Gottes leben, müssen sich einst wiederfinden, wenn wir auch nicht wissen wie — wir werden uns wiederfinden.«“

Um volle sechzehn Jahre hat Freifrau von Bunsen ihren Mann überlebt. Ihre zahlreichen Briefe aus der langen Zeit ihres Wittventhums beweisen ihr reges Interesse für die großen politischen Bewegungen der letzten Jahrzehnte, ihre treue Freundschaft für alle, die ihr nahe getreten waren, und ihre aufopfernde Liebe für ihre Kinder und Enkel, in denen sie das Glück ihres Lebens sah.

Wüßten diese Briefe, von denen wir hier nur wenige Bruchstücke anführen konnten, recht viele Leser finden! Die Lauterkeit und Hoheit des Geistes und Herzens der Verfasserin, die aus jeder Zeile spricht, wird die Lectüre derselben zu einer im besten Sinne des Wortes genussreichen, erquickenden und erhebenden machen.



Universitätsferien. *)



Die Klage über die lange Dauer der Universitätsferien ist in neuester Zeit so oft laut geworden, daß es kaum zulässig erscheint, sie noch länger unbeachtet zu lassen. Unerörtert ist die Frage nicht geblieben. Die öffentliche Stimme hat sich zu entschieden gegen das Uebermaß akademischer Vacanzen ausgesprochen, als daß ihr nicht aus Universitätskreisen Antworten hätten zu Theil werden sollen. Diese Antworten hatten sämmtlich ein eigenthümlich übereinstimmendes Gepräge, da sie eben aus Universitätskreisen kamen. Sie gipfelten darin, daß das bisherige Maß der Freiheit von Geschäften den Docenten aus geistigen und leiblichen Gründen nicht verkümmert werden dürfe. In der Motivirung dieser Ansicht gingen die Meinungen auseinander, im Resultate stimmten sie überein. Als gewichtigster Grund für Beibehaltung der langen Ferien wurde stets angeführt: die den Docenten nothwendige Muße für wissenschaftliche Forschungen und schriftstellerische Arbeiten.

Ganz entgegengesetzter Ansicht als die Lehrenden sind die Lernenden (wir reden natürlich nur von solchen, denen das Lernen wirklich der Endzweck des Universitätsbesuches ist) und deren Angehörige. Diese können sich nun einmal nicht zu der Ueberzeugung aufschwingen, daß fast die Hälfte der Studienzeit der Erholung, dem Nichtsthum und der Langeweile gewidmet sein müsse. Sie

*) Vorstehendem Artikel haben wir die Aufnahme in diese Blätter nicht verweigern wollen, gleichzeitig jedoch dafür gesorgt, daß auch die entgegengesetzte Ansicht zu Gehör komme. D. Red.